

Peter Rühmkorf

Sämtliche Werke

I/12 Essays und Monographien 4
Literaturkritik (1953–1962)

WALLSTEIN



Peter Rühmkorf Sämtliche Werke
Oevelgönner Ausgabe

Herausgegeben von Susanne Fischer,
Hans-Edwin Friedrich und Stephan Opitz

Abteilung I Das literarische Werk
Band 12 Essays und Monographien 4
Literaturkritik (1953–1962)

Eine Edition der
Arno Schmidt Stiftung
in Zusammenarbeit mit dem
Deutschen Literaturarchiv
Marbach am Neckar

Peter Rühmkorf

Sämtliche Werke

I/12 Essays und Monographien 4
Literaturkritik (1953–1962)

Herausgegeben von Stephan Opitz und Barbara Potthast
unter Mitarbeit von David Röhe und Sina Röpke

Wallstein verlag

Die in diesem Band verwendeten
Pseudonyme Peter Rühmkorfs sind:
Johannes Fontara, Leslie Meier, Lyng,
John Frieder, Hans Hingst, Leo Doletzki

1953

- Die Literaturwilderer Johannes Fontara 9
Barrikade und Altenteil Johannes Fontara 14

1954

- Kunst und Publikum 19
Kunst und Armut 25
Über Hans Henny Jahnn 28

1955

- Gottfried Benn / Faszination und Gefahr 32
Brief über Benn Leslie Meier 36
Die Dinge mystisch benennen durch das Wort Eine Montage
Johannes Fontara 39
Mit Vorfeldanspruch: Texte und Zeichen Lyng 42

1956–1958

- Henry Millers »Plexus« Lyng 44
Das Experiment [I] Leslie Meier 45
Das Experiment [II] Direktion Leslie Meier 50
Das Experiment [III] Direktion Leslie Meier 54
Das Experiment [IV] Direktion Leslie Meier 58
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [I] 64
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [II] 67
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [III] 72
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [IV] 77
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [V] Wolfgang Weyrauch 83
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [VI] Johannes R. Becher 89
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [VII] Gottfried Benn 96
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [VIII] Walter Höllers »Transit« 101
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [IX] Abstrakte Lyrik 108
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [X] Benn-Epigonen 116
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [XI] Benn-Epigonen II 124
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [XII] Ultra-Romantik 130
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [XIII] Ultra-Romantik II 137
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [XIV] Funk 143
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [XV] Die Kunst 147
Leslie Meiers Lyrik-Schlachthof [XVI] 153

- Zum Tode Werner Riegels 159
 Historischer Roman aus dem Jahre 1954 Leslie Meier 161
- 1957
 Neue Bücher »Die Nacht steht um mein Haus« Leslie Meier 164
 Neue Bücher Lyrik für Eingeweihte Leslie Meier 166
 Barrikade und Altenteil
 (Ein Brief an den Hessischen Rundfunk) Leslie Meier 169
 Hamburg, »Guckkasten« im Theater am Besenbinderhof
 Cocteau: Bacchus Hans Hingst 174
 Cesbron: Wie verlorene Hunde Hans Hingst 177
 Françoise Sagan: Bonjour Tristesse Leslie Meier 177
 Flügel der Zeit Deutsche Gedichte von 1900–1950 Leslie Meier 177
- 1958
 Jawoll – Progressive Literatur Leslie Meier 178
 Maxence van der Meersch Leib und Seele Johannes Fontara 181
 Leslie Meiers Tafelrunde [I] 181
 Leslie Meiers Tafelrunde [II] 191
 Zwischen Verfremdung und Unschärferelation
 Eine Diskussion über Brechts »Galilei« Leslie Meier 199
 Zur Lyrik Hans Magnus Enzensbergers Leslie Meier 204
- 1959
 Kunst im Restauratorium Leslie Meier 211
 Die unterkühlte Romantik des Lyrikers Paul Celan 229
 Marotten, dritter Band 232
 Gedichte aus zweiter Hand 234
 Methoden und Marotten der zeitgenössischen Lyrik 237
 Zwischen Provokation und Spielerei /
 Cummings' Gedichte – jetzt deutsch 245
 Hans Henny Jahnn? Nicht ein Schriftsteller unter anderen [...] 248
 Eulenspiegelei und Allerlei 249
- 1960
 Tucho zum Siebzigsten Leslie Meier 250
 Wut eines Verwundeten / Allen Ginsbergs rhapsodisches Geheul 255
 Enzensbergers problematische Gebrauchsgegenstände 258

1961

Die regenerierte Unschuld 261

Wolfgang Borchert in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten
dargestellt von Peter Rühmkorf 266

Die Eltern 266 | Ein exzentrischer junger Mann 274 |

Kaum ein Frühtalent 284 | »Ich muß steigen, um zu fallen ...« 293 |

Der Komödiant 299 | Narr und Neinsager 302 | Zelle 9 310 |

»Unser empfindliches deutsches Rilke-Herz« 323 | Kabarettistisches

Zwischenspiel 330 | »... wegen Zersetzung der Wehrkraft ...« 333 |

Revision der Leitbilder 340 | Die Heimkehr 345 | Ein gefesselter

Vagant 348 | Im Zeichen der Krankheit 356 | Beckmann,

der romantische Rebell 361 | Unerwartete Resonanz 370 |

Die neue Harmonielehre 374 | Gespräche in der Schweiz 377 |

Der Tod zu Basel 384 | [Abbildungen] 514

Nachwort zu »Werner Riegel. Gedichte und Prosa« 389

1962

Nachwort zu »Wolfgang Borchert. Die traurigen Geranien
und andere Geschichten« 398

Editorische Notiz 409

Textkritik und Kommentar 411

Abkürzungen 530

Siglen der Werke Peter Rühmkorfs 532

Namenregister 535

Mögen sie Ploré heißen, Schubert, Menge oder irgendwie, mögen sie Faschisten, Ästheten oder Kleriaken sein –: die bei Funk und Presse ihre Gesinnung auf den Strich schicken, sind schließlich alle von der gleichen Sorte, so dreist als feige, so keck als schmierig. Kritiker nennen sie sich, und man erwartet Leute, die zu scheiden wissen, die zu entscheiden wissen, die, schließlich, sich zu bescheiden wissen. Was man vorfindet, ist eine meinungslose, heterotrophe Gesellschaft, deren einzige Funktion ist, das jeweilige Vorne öffentlich zu bemiesen, das jeweilig Junge zu denunzieren. Natürlich gibt es diese Typen seit eh und je, nur heute, heute haben wir es ausschließlich mit solchen zu tun. Keine Kerrs, keine Kerle mehr, keine Individuen, die ihr Maul auf eigene Faust aufmachen, mit dem Risiko, es sich zu verbrennen –, dagegen Literaturbüttel, Mäkler, Prüdel, Nörgelinge, Schwatzkes, Seimriche, Deskatalysatoren der wichtigen geistigen Prozesse. Im ganzen: Gangundgäbe-Gesinnungen, gar keine, Gesinnungen auf gut Glück. Die Ära der Angst (es gab bewundernswerte Ängstliche, es gab Furchtsame von Format) findet ihren Abschluß im und durch das Zeitalter der Feigheit. Die große schöpferische Furcht hat einem neuen Generationswurf rüdester steriler Feiglinge Platz gemacht. Im Kampf zwischen Göttern und Gorillas haben die Ganoven gesiegt, Kellnerköpfe und Händlergehirne, die Gesinnungspragmatiker. Sie haben den Habitus von Himmlischen, die Sittlichkeit von Sauriern. Das Leitfossil »Feigheit« darf uns noch ein wenig beschäftigen. Es ist das entscheidende Grundsymptom unserer noch und noch falsch interpretierten Gegenwart. An die Stelle des produktiven Nihilismus, der noch etwas machte, der etwas anfang mit Trauer, Furcht und Hybris, ist der lethargisch-betriebsame Nichtsmus getreten. Ich spreche von der Schicht, von der es heißt, daß sie die Geistige sei. Gegen das Leid vergangener Genies tauschte sie einzig und allein die Verärgerung über unverkaufbare Schmarren, aus der Furcht zog man sich in die Feigheit zurück; zur vollendeten Hybris reichte es ebenfalls nicht; sie wich einer übelriechenden Überheblichkeit, einem peinlich schofligen Snobismus. Diese Zeit, die seit zwanzig Jahren in Deutschland kaum einen hinreichenden neuen Dichter hervorbrachte, zeugte auf dem Gebiet der kritischen Literatur eine den Köchen lyrischen Labs-

kaus' adäquate Mißform, die ich nicht anders als Kritik bezeichnen kann. Das was heute als Literaturkritik geboten wird, ist etwas durch und durch Unsauberes, ein zweifaches Vergehen gegen das geschriebene Wort, doppelt widerwärtig, weil diese Kritiköter moderner Zuchtbestrebung weder des Aufnehmens, des Lesens, Hörens, Sehens kundig, noch des Schreibens im geringsten mächtig, die öffentliche Meinung verunreinigen dürfen. Nun, sie dürfen es nicht nur, sondern werden ausdrücklich dazu angehalten. Unsere großen Blätter, Blätter im Wind, der von ganz Bestimmten gemacht wird, unsere großen Zeitungen sind nunmehr fast alle zu Reklameunternehmen geworden.

Das heißt: sie dienen der Propagierung ihrer Hintermänner, Leute, die ausschließlich an der Erhaltung des sie ermöglichenden Systems interessiert sind, Leute, denen jede geistige Qualität, Freiheit, jedes Verantwortungsgefühl, jede aggressive Ethik gar unangenehm ist.

Man wird sich also im Westen schlauerdinge für eine schön neutrale Richtungslosigkeit ins Zeug lesen, man wird im Osten, wo alles viel eindeutiger und unkomplizierter ist, die gewünschte Richtung mit Parteivokabular und Fließbandfloskel direkt und unverblümt bestimmen. Der Fall Osten ist klar, es bedarf da keiner weiteren Aufklärung und Analyse, der Fall Westen ist unklar, wir werden die verwischten Konturen bloßlegen. Es geht mir wie in andern Artikeln darum, nachzuweisen, daß die Mißzeichen, die Entartungssymptome auf beiden Seiten, in beiden nur scheinbar so widersprüchlichen Lagern auf fast allen nur ersinnbaren Gebieten die gleichen sind. Weitgefehlt, anzunehmen, wir hätten uns hier im Westen mit kritischen Individuen herumzuschlagen. Meine Denkfrennde haben immer geglaubt, sich gegen Anwürfe rechtfertigen zu müssen, zu diskutieren, zu erklären, Mißverständnisse richtig zu stellen, sie mögen ihre Bemühungen aufstecken. Diese subalternen Seicher sind nie soweit zu überzeugen, daß sie mitmachen, sie werden sich immer um die Barrikade herumdrücken. Sie hängen ja mit ihrer Konfektionsgesinnung direkt an der großen Volksküche, bei der sie ihren Schlag Meinung beziehen. Die Jawoll-Jodelei ist der Feind des Jungen. Unheimlich, die Wohlfeilheit von Gesinnungen zu beobachten. Im Hintergrund immer die Brotgeber: radikal und bestimmt, selbstverständlich und beschränkt, mit Selbstbewußtsein die Bretter vorm Kopf; vorne im schmeicheln-

den Rampenlicht der Publizität die Allesdenker, die Sekundärseimer der angewandten Literatur. Diese unsere Zeit, zeitlos im schlimmsten Sinne, hat Seltenheitswert. Die Lust an Lethargie, ein verkappetes dolce far niente der pseudoprominenten Hirne, scheint mit aller Masse ihrem eingelegten Missionsbefehl des Verharrens, Retardierens, der Bewegungsfeindlichkeit nachzukommen. Die immobile Front ist klar: in Einmütigkeit der ungebildete Dösbartel neben dem ästhetischen Philphras, der Dutzenddemokrat amerikanischer Unart neben dem permanenten Nazi mit dem Kruppstahlrückgrat, der Gelegenheitsfaschist neben ausgesprochenen Verbrechernaturen mccarthysanischer Nationalnarrheit. Und dann die Mulatten und Mestizen zwischen braun und platt, zwischen schwarz und beschränkt, zwischen klug und entmenscht, kriminell und verkrampft. Was sich bei solchem Kritikafferntum noch hält? Oh, allerhand. Die ganze formalistische Feigheit, die madigen Gemüter zwischen Benn und Jünger, das gesinnungslose Geschmeiß Hemingway und Freunde, die ganze Skala moralischer Indifferenz von Dalí bis Matisse. Das malt und schreibt, das dichtet und pinselt, das publiziert und stellt aus, das füllt Maul und Meinung all der für uns zuständigen kritischen Kompetenzen.

Nun gut, mag die klutische Krätze sie so in Anspruch nehmen, die Salbung des dreimal Anerkannten, was ereignet sich aber, wenn ein Junger auftaucht, ein nicht Einstufbarer, einer der anders aussieht als Dylan Thomas oder Celan, einer auf den die aufgeweichte Diskussionsterminologie nicht mehr zustimmt, Kafka ist da nicht mehr und von Hemingway keine Spur, was macht man mit solch einem? Mit einem Alleinstehenden, der unabhängig ging und schrieb, mit einem Ausgefallenen, einem Herausfallenden? Mit einem, für den der 53ger Kastratenknigge nicht zuständig ist? Natürlich gibt es den Ruf nach den jungen Autoren. Die Frage ist allerdings nur als Motiv interessant. Als Vorwurf für honorierbare Artikel. Eine L'art pour l'art-Forderung, nicht ernst gemeint, kein Bedürfnis dahinter, keine echte Bemühung. Mehr als Selbstzweck gemeint. Die Frage hat in Analogie zum modernen Gedicht sich selbst zum Anliegen.

Der Neue sei da, – sieht anders aus als man ihn sich vorzustellen beliebte. Das Herz-Staub-Straßeninventar ist abgelegt, die melancholische Verspieltheit ist durch aggressive Trauer ersetzt, der

ganze Mann ist mehr auf Angriff, auf Provokation angelegt, der heult nicht mehr in die Kissen, monomanisch fasziniert vom eignen Gewimmer, er ist nicht so sehr Pyrotechniker als Bombenschmeißer, einer, dem der gute Ton der Unverbindlichkeit aus dem Halse hängt. Da ordnet sich auf der andern Seite die Phalanx der vielfarbigen Feiglinge, Pressepinkel und Funkfatzkes, der erlesenen Propagandafresser, die sich plötzlich erwecken, originale Dichtung zu befachäugeln. Auf einmal hat man sich der eigentlichen Aufgabe des Kritikers entsonnen: aus freien Stücken zu richten. Dazu hat man ja schließlich seine Pressefreiheit. Die Weckgläser werden geöffnet, der Gesinnungsneurotiker kann abreagieren. Also zieht er los, der Kreuzritter der eigenen Meinung, um so gleichsam öffentlich zu bekunden, daß sie noch lebt. Das Gewissen freut sich. Endlich mal wieder auf den Tisch hauen dürfen, endlich ein Schuttbladeplatz. Die immer wieder aufgesteckte, beschnittene, verdrängte freie Meinung kriegt Luft. Irgendwo schief das unten, irgendwo drängte das. Die selbständige Gesinnung. Armes, durch Konzessionen und Arschleckereien erniedrigtes Wesen, Haustier von Autoritäten, Geldgebenden und Gesinnungsbestimmenden. Entmannter Mastkapaun will doch auch mal Kampfhahn sein. Am lautesten die kleinen Kläffer, die ges. gesch. Unbewandertheit. Leute, die als letztes Gedicht noch Schillers Glocke aus der Schule in den Ohren haben, glauben moderne Lyrik beurteilen zu können. Analphabeten treten mit Geste und Gehaben von Sprach- und Literaturrechtern auf, Feld-, Wald-, Wiesenreporter machen sich über Dichtung her. Junge Autoren sind Freiwild, und der kritische Literaturwilderer knallt frisch drauflos. Der Erprobte, der mit allen Unbilden der Unbildung Gewaschene, der mit Geschmack (Urteilkraft wurde an Frauen, Kleidern und Landschaften geschult) macht sich an seinen ersten, aller hin- und hergewogenen Wahrscheinlichkeit nach ungefährlichen Verriß. Nur aus dem Hinterhalt angenommener Sicherheit heraus schmeißen sie Denkdreck und verkrüppelte Formulierungen. Kritiker sind Heckenschützen, keine Matadore. Mit Vorliebe reiben sich Rüdell und Schofel an jungen Werfels, Tucholskys, Einsteins, bevor diese zu Autoritäten avancieren. Man greift an, ohne etwas begriffen zu haben. – Abgesehen aber von der wachsenden Überwanderung der Kritikerkaste mit Reporter-gesinnungen gibt es noch die gebildeten Feuillettusse, die in der Zeit, der Welt, der

Neuen Zeitung ihr konzessioniertes Unwesen treiben. Freie kritische Persönlichkeiten, die mit aller Schärfe und aller Säure Unzulängliches von Wichtigem scheiden? Keineswegs! Keine eigenhändig geschriebenen Urteile! – Gelenkte Federn – Schaumgummigehirne – Reklamedenker – Herdegesinnungen. Im ganzen: Denkgewerbler. Die ewig neutralen Nieten, die permanenten Stehaufstrolche, die die jeweils herrschenden Anschauungen im metaästhetischen Akzent nachnäseln. Sie waren mit von der Partei, als die Kunst auf marsch marsch-Klötze bestimmten, sie sind heute mit von der Partie, wo es gilt, das Junge, das aufsässig Junge zu ignorieren oder mit gepflegter Handbewegung abzutun. Sollte gar einer der Jungen mit einer klaren pazifistischen Moral herausrücken und ketzerischen Krach machen, sollte einer Korruption und höchstreales Ränketum brand- und wortmarken, sollte einer die Fackel der Luther, Lessing oder Sartre weitertragen wollen, so wendet man mit Vorliebe das Schlagwort von der Revolution von vorgestern an, man verweist auf die schöne Unverständlichkeit stil- und ziellosen Surrealismus, auf die faszinierenden Flachheiten des »Lotes«, man übersieht geflissentlich die neuen Mittel, mit denen meinestwegen Conrad Kefer und Leslie Meier die alte Ethik proklamieren. Sittlichkeit gilt geradezu als unwissenschaftlich und die Poésie pure als einzig sanktioniert. Nur der dummen Verworfenheit, dem Agöttlich-Händlerischen räumt man anscheinend das Recht ein, jede Generation mit den gleichen langweilig kriminellen Typen, gleich gestaltlos-molluskisch aufzutreten. Man möchte sie bis in alle Ewigkeit unangefochten passieren lassen. Abstrakt, surreal, gegenstandslos und nihilistisch, aber beileibe nicht negativistisch, das sind nach Meinung der seriösen Sabblers, der sensiblen Säcke die Stigmen der schöpferischen Gegenwart. Und wenn durchaus eine littérature engagée, so ist der Markt ja bereits ausgelastet, man hat ja schließlich das Avantgardeschoßhündchen der Bundesrepublik, die Gruppe 47, die mit Vorwährungsreprise den nötigsten Bedarf deckt. Der modische Mief dieser kloakenständischen Affenärsche stinkt zum Himmel. Wer mit denen geht, sich nur irgendwie bei denen anmeiert, ihnen entgegenkommt, hat in der aufkommenden Kunst nichts zu suchen. Gegen den ästhetischen Kanakenklüngel muß sich der Stoßkeil junger Geistigkeit richten.

Barrikade und Altenteil Johannes Fontara

Gibt es eine junge deutsche Polemik? Es gibt keine. Es gibt Lyrik. Noch und noch. In einer Zeit, wo Besen benötigt werden, streut man Gänseblümchen. Sie hocken, wo sichs nur hocken läßt. Die Lyropathen. Machen Sie auch Lyrik, geneigter Leser? Ich kenne keinen, der nicht welche macht. Ich möchte einmal bescheiden anfragen, ob nicht irgendwo einer sitzt, der Polemiken schreibt. Heimlich. Für sich. Für die Schieblade. Einer, der für sich an der Gerechtigkeit und Richtigkeit der Welt interessiert ist, ein wahrhaft Begeisterter oder ehrlich Erboster. Aber Lyrinde und Lyringel gehen camping in die schöne weite Kultur, halten sich fest an die üblichen Denkkrouten, an die amtlich festgesetzten Tauchtiefen, immer auf der Hut, ängstlich besorgt um Irrtum und Fehltritt, um Fährnis und Untergang. Die Reiseandenken ihrer Ausflüge liegen vor, hier ein seltsames Philolores der demiwissenschaftlichen Nieselredner vom Schläge Holthusen, dort das Tirilyrili der Bachmann, Piontek, Bächler und Collyriker. Meine Herrschaften, die Muse läßt sich nicht von Ihnen. Nicht von Ihnen, nicht vom Sinnemenger Celan und andern Jungsurrealen, nicht vom Minnesänger Dylan Thomas und den Seinen. Was wunder, daß sich die Leser eine Allergie gegen Gedichte zugezogen haben. Es mag der Eindruck entstehen, ich sei gegen Gedichte, ein übler Lyrophage und Prosarabauke – mein ganzer Kampf geht darum, die zwanzig guten Gedichte, die nach diesem Krieg geschrieben wurden, gegen das schon viel zu populäre Gepopel Obengenannter und Ähnlicher auszuspielen, das Edelmetall gegen den Abraum. Es hat nie so wenig Edelmetalle und soviel Abraum gegeben. Eine besondere Situation mit ihren besonderen Forderungen. Wo steht die heutige Literatur? Sie steht jedenfalls. Sie sitzt fest. Das geistige Leben ist aufs Altenteil gezogen. Auf diesem abendländischen Altenteil setzt sich auch eine neue Intellektuellenschicht ab. Aber was für eine. Ich habe heute vor, die gebildeten Gernegreise als solche zu bezeichnen. Sie laufen in soundsoviel Tarnorganisationen, bedienen sich jeglicher Maske und Mimikry, erscheinen im Gewande vorgegebener Jugendlichkeit, nahen als alles mögliche, als Abenteurer, Bohemiens, Fortschrittler, Snobs, Eiferer, als korrekte Wissenschaftler, Aufbauer, Positivisten, dann wieder als Nihilisten, Freiheitsfasler, Spötter, Nörgler, als gütig Verstehen-

wollende und radikal Ablehnende, – tragen im Grunde und von Haus aus aber alle das gleiche Zeichen der Senilität, das graugepuderte Gehirn einer schaurigen Erwachsenenheit. Unterschiedlich geäußert, sehr variabel in Form und Habitus, hier offen und dort verborgen, hier bewußt und dort verdrängt, liegt in der ganzen letzten Jugend eine negative Triebkraft zur Konservengeistigkeit, zum Traditionalismus, zum Durchgesetzten, zum Bestätigten. Die gleiche Unsicherheit im Griff, die die halbwegs Schöpferischen abhält, einmal radikal zuzupacken, das gleiche Mißtrauen spürt die unschöpferische Intelligenz gegenüber dem eigenen Urteil. Auf Empfehlung des Herrn Dozenten für moderne Literatur, auf Anregung des Herrn Feuilletonisten in der Neuen Zeitung unternehmen sie ihre festgesetzte Schinkentour in die Moderne. Statt weniger, aber aufrührerischer Begabungen, statt weniger, aber talentierter Eigenbrödler haben wir die Herden agiler Konservenfresser. Mit der Hilfestellung ihrer Lehrer klimmen sie hoch zu den ertragreichen Gefilden um Mikrophone und Rotationsmaschinen, und ehe wir es uns versehen, ist der abendländische Acker mit einer neuen Generation bestellt, einem diesmal aber leider tauben Saatgut ohne Keimfähigkeit. Ihre Gedanken sind einwandfrei, durchplant, pasteurisiert, man kann nichts dagegen einwenden. Ihr Blut hat nie gegoren, ihre Herzen sind brav verschnitten. Und nun nuscheln sie auch schon überall ihre kritischen Kommentare zu Lage und Literatur. Sehr vorsichtig. Sehr undeutlich; es ist kaum zu verstehen. Sie flüstern vor lauter Beklommenheit so leise, daß schließlich keiner herauskriegt, was dort hinter dem Feigenblatt der Feigheit, das sie ständig vorm Mund führen, noch an Absicht und Meinung vorliegt. Sie sind alle so wohlgezogen, so wohlgesittet, und hüten sich vor Affekten. Der Grund ist, daß diese Leisesprecher und Leisetreter überhaupt nicht affizierbar sind. Keiner Emotion fähig, weder zu Begeisterung noch zu rechtschaffenem Haß, mäandern sie sich, Greise h.c., durch das Kampfgebiet der Entscheidungen. Ich beschimpfe diejenigen meiner Generation, die so ziemlich umsonst einmal zwanzig bis dreißig Jahre alt gewesen sind, lau und überlegen, immer unverbindlich interessiert und nie dabei. Ich beschimpfe die Arschgeigen, die nie vor den magischen Kraftlinien eines Kunstwerks in die Knie gingen, die dagegen vor allem, was die nächsthöhere Kompetenz empfahl, den Hut abzogen und dort den eigenen Standpunkt verankerten.

Mit den Fremdenführern und Wegweisern des Sekundärschrifttums wagen sie sich in die Randgebiete moderner Literatur, um dann eisig-eifrig in ihren Diskussions-Gangs zu schlaubern. Im Grunde und im Tiefsten immer auf der Suche nach ihrem Gottfried Keller. Diese würden nie darauf gekommen sein, einem Benn oder Kafka zu huldigen, als sie noch im Schußfeld tatsächlicher Auseinandersetzungen lagen; heute, wo die Kämpfe zur Diskussion verblichen sind, heute glauben diese alles andere als Feinhörigen, diese stocktauben Jünger der Literaturwissenschaft sich vom heiligen Geist der Gegenwart angerührt, wenn sie den von berufener Seite angedauten Speisebrei nachmampfen. Sie lesen immer nur das auf, was der jeweilige Boom an Land spült. Die Spitze des modernen Stoßkeils, die Bohrstellen ins Ungewisse, die Arbeit im Stollen, das ist alles nicht ganz koscher für sie, und die Begeisterung des Vorne ist ihnen ein böhmisches Gefühl. Sie räuspern »Reife« und meinen »auf Nummer Sicher gehen«, sie wispern »Wissenschaft« und meinen »bloß nicht mitmachen, sich heraushalten, Abstand, keinen Enthusiasmus investieren, sine ira et studio«. Diese Typen sind wohl fähig, literarische Zeugnisse rein mechanisch zu analysieren, nicht aber sie zu bewerten. Sie vermögen vielleicht die Häufung gewisser stilistischer Eigentümlichkeiten festzustellen, aber da viel Alliteration, viel syndetische oder asyndetische Bindungen, viel Assonanz meinetwegen, noch nichts über Qualität aussagt, wird diese Sorte Literaturbeschäftigter, Literaturparasiten ohne originale Begeisterungsfähigkeit, ohne Zeitinstinkte, nie in das Zentrum eines neuen Kunstwerks vorstoßen, in seinen geistigen Nucleus, seine Besonderheit, seine Originalität in seiner Denkdekade. Kunstwerke müssen anders erfahren werden. Diese Leute bleiben immer draußen. Es gibt keine Medien, die sich von Kunst hypnotisieren lassen, die bereit sind, sich einem Kunstwerk auszuliefern. Sie werden jetzt einwenden, daß doch für ältere Dichtung eine große Affizierbarkeit vorläge, daß Goethe gelesen würde, mit juvenilem Schwung, Rilke, mit beachtlichen Gefühlswallungen, Kafka, unterm Ansturm irgendwelcher Schauer – schon gut, nachdem man vorher genaue Erkundigungen einzog, ob ein Rausch verlohne und welcher Art er sei. Die Initialbegeisterung, das ist es, was ihnen allen fehlt. Und nun ein Witz: diese seit Ben Akiba gleichen, diese Archaonieten, kommen auf die grandiose Idee, uns als vorgestrig zu kompromittieren, nur weil

wir uns herausnehmen, sie, die sich seit gestern und abergestern um kein Gran änderten, die auch seit Lessing und Aberlessing angegriffen wurden, wiederum aufs Korn zu nehmen. Es hat jederzeit Klassizisten gegeben, und es gibt sie heute, und die Reaktion hat sich nie bemüht gefühlt, diese unter dem Vorwand »veraltet« abzulehnen, erst jetzt, wo bei uns eine unangenehme Tradition aufgenommen und weitergeführt wird, versucht der Kulturneurose sie mittels dieses Kunstgriffs zu verdrängen. Sie wollen sich wohlfühlen in Literatur und Kunst und blöken ihr »bitte recht freundlich« nach allen Richtungen. Sie versuchen auch uns ihre Regeln zum Durchkommen, ihr »Wie man Freunde gewinnt« unter die Nase zu reiben. Die Haustiere gehen werben für den sicheren Trog, für die wohlbesockte Raufe, für das schützende Dach über und das noch dienlichere Brett vor dem Kopf.

Sie haben allerdings ihr modisches Mäntelchen umgehängt, sie selbst hören aus ihren an Kafka und Mann geschulten Reden kaum den Spießheraus; zudem lieben sie doch Louis Armstrong, schießen auch klug über Miró und Klee, wissen und tun Bescheid über Freud oder Sartre, über Atomtheorie und Surrealismus. Sie sind orientiert, sind auf dem Laufenden, aufgeschlossen, keine Hinterwäldler.

Dieser Typ nun ist einer gewissen Metamorphose unterworfen, er realisiert sich in einer Art von Bildungs-Gang. Er ist jetzt drinnen im Betrieb, Profi, hat irgendeine Schlüsselposition in Verlagen, Zeitschriften, beim Funk inne, er ist Autorität geworden, hat sich konsolidiert, verselbständigt. Büffel und Spießheraus sind aus der Füllmasse aufgerückt und spielen jetzt bornierte Blase. Sie würden am liebsten proklamieren, daß Kunst und überhaupt und an sich ein Atavismus sei, und präsentieren uns das kalte Büffelfett ihrer Intellektualpicknicks. Nie und von nichts zu begeistern, gelassen und gelangweilt vor den Ungerechtigkeiten und Schandtaten ihrer Gegenwart, angegagt nur vom Neid der Impotenten, begütert und unbegabt, wollen sie spöttisch die Lippen und hissen die Brauen, wo die Barrikaden eines neuen künstlerischen Aufstandes gebaut werden. Sie räusperten sich scheinheilig, fragen, wie die Arbeit vonstatten ginge, und was bezweckt sei. Aufgeklärt, daß es wieder einmal um die Humanität und gegen den Menschen gehe, drehen sie sich angeödet ab, murmeln »so'n Bart«, wenden sich wieder ihrem Seminarskat zu: Benn, Jünger, Kafka, As. Faszinierend, oszillierend, brillant.

Wir wissen, welche Literatur gesucht und gewünscht wird. Eine moralisch neutrale, eine von vornherein fein mumifizierte und petrifizierte, die der Höker für geistige Fertigware, der emsige Exeget, nach bewährtem Schnittmuster zu tranchieren und zu etikettieren vermag. Diese Sorte Mensch ist es, die, geschweige daß sie schwiege zu allen moralliterarischen Versuchen, – dieser eisgekühlte Snob ist es, der der jüngsten Literatur die Knüppel seines eigenen Holzweges zwischen die Beine wirft. Das überlegen geblähte Nasenloch ist die modische Geste, mit der der der Spießsnob uns erledigen möchte, sich unser entledigen möchte, uns und unserer Blätter gegen die Zeit, unserer Widerstandsbewegung gegen unsere Zeitgenossen. Die Modischen sind die Gegentypen der Modernen. Mode, gestern waren's noch die Blunck und Johst, heute ist es die Kühlschranksmoral der blasierten Bastler, Mode, das ist der saloppe Sadismus der Allround-Nihilisten. Warum gerade Benn und Jünger? Der Deutsche beurteilt seine geistigen Größen nur nach dem Quentchen Offizier, nach dem Lot Faschismus, die ihnen anhängen, die ihnen etwas vom schwarzweißbroten Heiligenschein eines preußischen Heros verleihen. Man mag meinen, daß nicht dies allein den Modesalon der Richtungen ausmacht. Richtig: nach wie vor verworren – Weltanschauungen, simpelste Zeugnisse und Erzeugnisse des großen Fließbandes, das die zufällig in unsere Zeit verschlagenen Neander verbindet. Bei Angebot und Nachfrage. Aber das ist ja alles nicht ernst zu nehmen, das spielt ja in Wahrheit garnicht mit, das ist auch da, in Mengen, soviel geballte Blödheit, soviel konzentrierte Kacke, aber das zählt ja nicht. Das ganze immer und immer noch ausgeschüttete Poesin, die Turnvater Jahn-Kantaten, die künstliche Atmung bei der Volkskunst, ganz abgesehen vom östlichen Traktorenratsch, – all das ist vorhanden, macht sich so breit als platt, aber das steht zu seinem Moder gegen die Moderne, das hat schließlich keinerlei Einfluß auf die wichtigen Publikationsorgane, das beschränkt sich auf seine Ultra-Urigkeit, das hat seinen Kaffernpferch und mag unserthalben darin hacken nach Lust und Laune. Aber ...

In den entscheidenden Verlagen, wo einstmals entscheidende Entdecker saßen, kolumbische Naturen, die Spürnasen, die Indikatoren, flegeln sich jetzt vorstehend porträtierte Figuren. Alte Größen bringen hin und wieder noch ein aufrichtiges Interesse für junge Große

auf – sie sind zwar durch die Aufgaben ihrer Generationen geschieden, alle aber doch unter der übergreifenden Idee der unterschiedlichen Ideen beheimatet, – junge Altkluge und junge Genies müssen auf ein gemeinschaftliches Unternehmen verzichten. Zwischen Barrikade und Altenteil gibt es keine Kollaboration.

Kunst und Publikum

»Der Artist war ein schweigsamer Mann mit einer sicheren Anschauung der Welt. Er arbeitete zusammen mit einem sehr jungen Menschen, und alle auf der Bühne wußten: der Junge hatte den Beifall, die Kunst hatte der andere. Die Arbeit von Bianchini I erforderte Jahre der Übung und eine seltene Begabung; der Junge war nur eine gut geschulte, lebendige Puppe, seine Arbeit in wenigen Jahren zu erlernen. Aber Bianchini I war nicht erregt darüber. War das nicht eigentlich immer so? Hatte nicht fast immer der Falsche den Erfolg? Verstand das Publikum, daß vier oder fünf Saltos vom Boden aus ungleich schwerer waren als fünfzig vom Trampolin? Nicht einmal den Unterschied kannte es zwischen einem Kautschukmann, einem Rückwärtskontorsionisten, und einem Vorwärtskontorsionisten, einem Klischniker. Die Feinheit erfreute nur den, der sie machte, und ein paar Fachleute. Das Publikum ging daran vorbei. Dies, an der Arbeit des Artisten präzise erwiesen, war es nicht auf den meisten Gebieten ebenso, nur nicht so handgreiflich erweisbar? Bianchini I, wissend, daß das Publikum seine Feinheiten nicht verstand, suchte sie gleichwohl immer weiter zu verfeinern. Er war offenbar nicht eifersüchtig auf den Jungen, Beifallüberschütteten. Doch wunderlicherweise sprach er nicht mit ihm, teilte auch die Garderobe nicht mit ihm. Die Beziehungen zwischen Bianchini I und Bianchini II waren schweigsam, schwer durchsichtig und schmeckten nach Schmerzen.«

Aus dem Roman »Erfolg« von Lion Feuchtwanger

Nehmen wir mein Heimatdorf, ein Dorf in Niedersachsen, dreitausend Einwohner, Fabrikarbeiter, Bauern, Knechte, Kaufleute, Schiffer, ein paar Lehrer, Gastwirte, ein Arzt, ein Pastor, einige Oberschüler, etliche Arbeitslose, die Bestückung ist in andern Dörfern ähnlich,

nehmen Sie dreitausend Einwohner eines solchen Dorfes, nicht besonders abgelegen, mit einer Bahnstation, Radio in jedem Haus, zwei Fernsehapparate irgendwo, und – befragen Sie diese Leute, Sie wollen feststellen, wie weit die Kraftlinien moderner Kunst in die Breite gewirkt haben, befragen Sie sie beispielsweise nach Georg Heym. Das Resultat wird die Frage nach dem Verhältnis von Poesie und Publikum gleichzeitig radikal und eindeutig miterledigen, da Sie im Höchstfall drei Mann treffen, die den Namen Heym irgendwo gehört haben, ihn allerdings auch nur mit einer ganz vagen Vorstellung verbinden. Nicht einmal daß die Botschaft früherer Skandale zu ihnen gedrungen wäre, nicht daß sie eine Zeile gelesen hätten, sie haben nur mal was gehört, weiter nichts. Drei Mann: ein Oberschüler, ein Kommunist, er hielt früher Pfemferts Aktion, schließlich ein Lehrer, Schlesier, Flüchtling aus Hirschberg. Heym ist also ohne diesen anachronistischen Komplex denkbar, seine Bedeutung kommt ohne ihn aus. Ohne all die ähnlichen und kleineren Dörfer Niedersachsens. Niedersachsen ist nur ein Land. Die Verhältnisse in den andern Ländern liegen nicht anders. Die Ergebnisse der Marconi und Philipp Reis stehen und hängen in jedem Hyperboreerhaushalt, die Resultate der Faraday, Daimler und Edison wurden eben diesem Hyperboreer in die Hand gedrückt, er ist mit allem zivilisatorischen Komfort vertraut, er wühlt in der Fülle des Jahrhunderts. Das ist die eine Seite, da ist man up to date, immer vorne weg, was aber das andre betrifft, das Geistige und Denkerische, da klebt man in irgendeiner Vergangenheit, die meisten haben noch ein Hünengrab im Kopf, da zerkleinern sie das Korn zwischen zwei Steinen; vielleicht etwas romantisches Make-up; von wahrer Romantik natürlich keine Ahnung; Kunsttheorien der Gebrüder Schlegel? romantische Ironie? Transzendentalpoesie? Keineswegs. In Wahrheit ein heilloses Durcheinander des Abraums der Jahrhunderte, zufällig Angespültes, immer nur das Leichte, nie die schweren Brocken. Von Nietzsche: wenn du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht, von Eichendorff: wer hat dich du schöner Wald, von Goethe: leck mich am Arsch und Sah ein Knab ein Röslein stehn.

Wozu also der ganze Aufwand des Geformten und Gedachten? Wozu all die Leiden und Mühen um die neuen Aspekte in Bild, Wort und Ton, wo die alten nicht einmal durchgedrungen sind, nicht aufgenommen, nicht verstanden werden?

Es mag der Einwand kommen, daß es in der Stadt, der Großstadt vor allem, anders sei. Man setzt sich also in die Bahn und fährt in die Metropole. Die gleiche Frage von vorhin gilt noch. Wer ist Georg Heym? Nehmen Sie zuerst noch einmal den ganzen Zug voll. Wieder etwas anderes: Reisepublikum. Einige Studenten sind dabei. Georg Heym? Namen mal gehört. Vermutlich Philosoph. Ende des 19. Jahrhunderts; so um die Zeit. Dann kommt man ans Ziel, sagen wir Hamburg. Befragen Sie die Mengen auf dem Bahnhof, dann in den Straßenbahnen, man muß das so direkt erfahren haben, man muß es sich immer so konkret vorstellen, man muß die Gesichter, Nasen, Nacken, Oberaugenwülste vor sich sehen, die weltoffenen Fressen, die trylingepflegten Scheitel, um die Einsamkeit eines modernen Gedichts zu ermessen. Testen Sie die gesamte Belegschaft von Blohm und Voß, bringen Sie alle Hausfrauen zusammen, alle kaufmännischen Lehrlinge, alle Pädagogen, befragen Sie das Schauspielhauspremierenspublikum, eine ganze Universität voller Studenten, die Menge, die sich nach Geschäftsschluß auf die Straßen ergießt, – es geht ja nur darum, einige zu finden, die den Namen Heym schon einmal gehört haben und einen ungefähren Begriff damit verbinden. Wer aber hat nun eine Zeile gelesen, geschweige denn mehr, geschweige denn schätzte diesen ganz Großen? Wer ist in seinem Innern durch ihn bewegt worden, erschüttert, wer hat sein Leben nach diesen Strophen geändert? Und da redet man über gesellschaftliche Funktion von Kunst. Heym ist verständlich, unkompliziert, kein Intellektualist, könnte geradezu volkstümlich sein; aber er ist stark im Wort, gewaltig in der Formulierung, großartig, schwer und traurig, nicht pompös, nicht schwierig, nicht sentimental. Dieses Volk aber, dieses Volk, dem kein Krieg zu viel werden kann, das alle Verbrechen der Wissenschaft noch auf das Fortschrittskonto bucht und bei offenem Terror nicht mit dem Auge zuckt, hat beim Zusammentreffen mit moderner Literatur plötzlich rohe Eier im Kopf. Das kann man durchgehend beobachten: Schlachter zeigen sich empfindlich, Schweine prüde, Wirtschaftsräuber mimosenhaft; die sonst zu allem fähig sind, unberührt sind sie von Stalingrad zurückgekehrt wie sie hinzogen, mit allen Auswüchsen der Welt sind sie vertraut, sie leben mit dem Verbrechen auf gutem Fuße, – sie werden rot und unmutig, sollten sie radikalen Erzeugnissen der Kunst begegnen, seien sie es in der Form oder Forderung,

ungemütlich oder antigemütlich, ungewöhnlich oder antigewöhnlich.

Der Fall Heym ist einer von unzähligen, die wegen zu großer Qualität oder Intensität einfach nicht aufgenommen werden. Zwischen Nichtkennen und Antipathie, zwischen Blindheit und Nichtsehenwollen bestehen seltsame Korrespondenzen, die noch jenseits des Psychologischen liegen. Es steht auf einem andern Blatt, wenn eine Figur wie Lautrec plötzlich durch Boom und Film ins Licht der Publizität gerückt wird und dem biographielüsteren Wohlwollen weiterer Kreise empfohlen wird. Aber wohlgemerkt, nicht seiner guten Bilder, sondern nur seiner gelähmten Beine wegen gelang es, Interesse für diesen Maler zu erregen. Das Drum und Dran interessiert, nicht das Werk, das Beiläufige spricht an, nicht das Eigentliche, das Außerkünstlerische, dafür ist man immer zu haben, die Kunst versteht kaum jemand.

Für das Entstehen und die Entwicklung von Kunst, für ihren Wert auch ist das Echo aus dem Volk völlig wesenlos, unwichtig der Reflex im kurzsichtigen Auge des Moleten, bedeutungslos die posthume Rührung und der beseelte Schimmer der Troglodytenträne.

Mit ihrem todsicheren Instinkt für alles Unehchte, Aufgeblasene, Verschleimte, auch Verkrampfte, dann das Seichte und Simple bringen die Leute ihre Leute durch, die sanften Barden ihres biologischen Frohsinns und des ökonomischen Idylls, die ihr Denken und ihre Moral ungeschoren lassen, ihre Gehirne, diese Schnecken mit Zuckerguß, nicht weiter mit Erleuchtung behelligen. Damit arbeiten, darauf spekulieren unsere großen Publikumsorgane, die geschäftstüchtigen Veranstalter einer allgemeinen Seelensauna, die Regisseure der großen allumfassenden Verblödung, die dem Volk, speziell unserm deutschen Volk, immer wieder seine Seele unter die Nase reiben, dies seltsame Wesen aus Lebensbejahung, Sentimentalität und Hau den Lukas, das zwischen ›Morgenstunde hat Gold im Munde‹ und ›Abendrot gut Wetter bot‹ Stunde für Stunde die geistige Beschaffenheit des Menschen widerlegt.

Wer also auf öffentliche Wirksamkeit mit dem Worte Wert legt, gleichzeitig aber auf die Qualität des Wortes halten will, er ist erwiesenermaßen in einer hoffnungslosen Lage; muß er sich doch entschließen, sich auf eine Seite zu schlagen und auf eine der beiden Absichten nahezu völligen Verzicht zu leisten; entweder schlappe Sätze

zu bauen, innerlich schlappe im aufgeplusterten Gewand – ›Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt‹, ›Wenn der weiße Flieder wieder blüht‹, ›Sieg oder bolschewistisches Chaos‹, ›Iß dich gesund‹, ›Briskmänner haben mehr Erfolg‹ – oder die Isolierung auf das einsame, das genaue, wahrhaftige Wort. Also es kommt drauf an, was man will: das in die Breite und in die Menge Wirksame, das was alle erfaßt und ergreift und keinen verwandelt, dabei das Niveau so tief, daß der niedrigste Pegel noch teilhaben kann an der großen Vermischung, – oder die konzentrierte Kunst, der geronnene Geist. Das soll nun keineswegs heißen, daß hier einer unverständlichen und unzugänglichen Kunst das Wort geredet wird, wohl aber einer kompakten Kunst, die nicht das Auge nach Popularität und Anerkennung verdreht, die nicht Mengen redet, sondern Einzelne umstülpt, die nicht Mengen tangiert, sondern Einzelne im Kern trifft, keine Massenmission, aber ein Damaskus des Individuums.

Kunst für's Volk aber, so etwas gibt es nicht. Kunst, einmal für das Moletenauge oder Moletenohr zurechtgestutzt, ist keine Kunst mehr, sondern Gefallsucht oder wer weiß ähnliches; und ich bin bereit, den Rahmen des »profanum volgus« so weit als nötig zu spannen, so beispielsweise auch die Schicht dazu zu rechnen, deren geistige Erregbarkeit zwischen Hausmann und Wiechert oder auch zwischen C.W.Ceram und Hans Zehrer wohl situiert ist. Wohl gemerkt nicht was die Schriften ebengenannter auch mal gelesen, sondern was da seine Kulmination hat. Bleibt die Einwendung, daß es aber doch eine affizierbare Intelligenzschicht gäbe, in den Großstädten, eine dünne zwar, aber immerhin kleine Clicquen. Die Clicquen sind kleiner als man annehmen mag. Eine breite, geistige Schicht, an die man appellieren und mit der man arbeiten könnte, so etwas gibt es garnicht. So etwas ist eine Fiktion. Das bestand wohl vor den Nazis, davon kann heute aber nicht mehr die Rede sein. Natürlich sind da die höheren Zehntausend des Geistes, die sind da, gut, mehr soll aber auch keiner von ihnen verlangen, also mehr als in französische Filme (im Originaltext) zu gehen, Pantomimen zu bestaunen und zwischen Alfred Kerr und Paul Fechter keinen Unterschied zu sehen. Immerhin keine Schicht, die Folie für die tatsächlich heutigen geistigen Auseinandersetzungen abgeben könnte, keine Schicht, die so bereit als fähig wäre, Schwung und Stoßkraft junger kämpferischer Geistigkeit

aufzunehmen, mitzutragen, zu propagieren und ihnen auf gewisser Breite öffentliches Gewicht zu verleihen. Damals da war sie mehr, war tragfähig, avantgardefähig, lebte in und mit der Kunst ihrer Zeit. Heute ist sie Schicht einer höheren Festgefahrenheit und intellektueller und emotioneller Stagnation, die Interesse bekundet aber nicht mehr mitmacht. Die tatsächliche Gegenwartskunst findet in ihr mehr offene Mäuler als offene Ohren. Als gegenwärtig aber möchte ich das bezeichnen, was, in der Tradition von Expressionismus und Neuer Sachlichkeit, in voller Erkenntnis und Erfahrung der finistischen Situation, kämpfend und formend, versucht, die Idee des Menschen zu realisieren, die Formen an der Zeit auszurichten und die Sittlichkeit in der Zeit zu bestimmen und zu heben.

Der junge Geistige hat sich damit abzufinden, anonym und ohne Echo, ohne Wirkung in die Breite und Menge noch Zukunft, seine Anstrengungen um Gestalt und Moral seiner Tage fortzusetzen. Bei steigenden Rüstungsaktien und Geburtenziffern, die den Bruch zwischen Individuum und Moleten immer größer werden läßt, hat er die Tatsachen zu akzeptieren und seine Geistsachen dagegen zu setzen, hat die bitteren Voraussetzungen anzunehmen, ja das hat er, weder sie zu leugnen noch zu bagatellisieren ist er da; nicht um Zukunftsträume auszuspinnen, leere Forderungen zu stellen, sondern Gegenwartswerte zu schaffen, nur unter dem einen nutzlosen Auftrag, den Geist über seine Zeit hinüberzuretten.

Man darf das Private da nicht außerachtlassen: es ist wichtig für des Geistigen Aushaltevermögen, für seine Echtheit, für den Erweis seiner Notwendigkeit. Man bedenke: er erwählt einen Beruf, er treibt ein Handwerk, für das ihm keiner Lohn weiß, mancher dagegen ihn verachtet, er stiftet seine Zeit für nichts als Gebilde, die kein Applaus, keine Bezahlung bestätigen, die nur für sich stehen und sich selbst als Werte ausweisen sollen. Dann ist er anstößig, muß es sein gegen den Wunsch seiner nächsten Umwelt, gegen den eigenen Trieb zu gefallen, wer hat den nicht? Seine Bekannten halten ihn für verrückt, seine Bekannten haben Erfolge mit gängiger Ware, mit gängigen Werten, er setzt sein Leben, und jede Zeile muß gegen Leben eingetauscht sein, für eine nach außen völlig vage Sache aufs Spiel. Und er muß ohne Zuspruch seiner selbst sicher sein, ohne kauzig zu werden, verschoben, er darf nur dafür gelten.

Wer ein solches Leben intensiv betreibt, wer das vielleicht zehn Jahre lang betreibt, rücksichtslos und im Zentrum seiner Existenz, der erst hat einen ersten Erweis gebracht, nicht Talmi zu sein. Dem erst ist zuzutrauen, daß er vor den kommenden Anfechtungen, den Zerreißproben standhalten, vor den kollektiven Gewalten und Versuchungen nicht den Geist aufgeben wird.

Kunst und Armut

Wir haben es mit einer Zeit zu tun, wo das Gültige im Gewand des Provisorischen auftritt, das Vorläufige dagegen wie für die Ewigkeit garniert, für die Äone zurechtgemacht. Das ist natürlich nichts Neues, der Geist in Lumpen und unermeßlicher Armut ist ein geläufiges Bild; daß es den Scharlatanen, den Doublétalenten famos geht, ist ebenso bekannt und erwiesen. Es gibt da nichts zu beklagen, es handelt sich nicht um Ungerechtigkeit, so sehr man es in gewissen Situationen anzunehmen geneigt ist, offenbar auch nicht um Zufälliges, sondern vielmehr um Korrespondenz und Notwendigkeit.

Die Erforschung der bionegativen Werte, von Lange-Eichbaum eingeleitet, von Benn erweitert und fortgesetzt, ergab, daß ein Mangel an Vitalwerten sich günstig auf die Hervorbringung von Kunst auswirke. Biologie und Artistik wurden als in negativ reziprokem Verhältnis stehend gesehen. Die lädierte Konstitution, die sich höhere Integrität schafft: dem wäre nichts hinzuzufügen, vielleicht nur noch der Hinweis auf Lautrec, den Maler mit den verkrüppelten Beinen, der ein Lebenlang Beine und Bewegung darstellte, tanzende Mädchen, Männer, immer wieder, hochgerissene Beine, quirlende Bewegung, dann Rennbilder, Tanzendes, Laufendes, Springendes. Das Bionegative zieht das Artopositive an. So deutlich und eindeutig sind natürlich nicht alle Fälle, wenn man nicht noch an Nietzsche denkt, den fragilen, den vielfach angeschlagenen Schöpfer des Übermenschen. Das Negative kann latent sein, irgendein Trauma, es braucht nicht sichtbar kausal vorzuliegen, ein Mangel, die Kompensation braucht nicht mit ihm simultan zu laufen, das Verhältnis ist umkehrbar, Oscar Wilde kam spät ins Gefängnis, vorher lag schon die Kunst,

Beethoven war nicht taub von Anbeginn, Rembrandt und Stefan Lochner kamen am Ende ins Armenhaus, Tilman Riemenschneider wurden nach dem Werk die Finger gebrochen, Mozart, früh gefeiert, am Schluß grub man ihn wie einen Hund unter. Das Genie wittert seine Linie, es kann vorsorgen, es vermutet, ahnt, weiß, was in seinen Losen liegt, es richtet sich ein. Kunstwerke, Werke und Werte, sie kommen nicht aus der Sicherheit, gegen die Unsicherheit werden sie aufgeboten, die Großen kommen nicht aus dem Spieltrieb, die Großen sind immer Deiche.

Das wird nicht gern gehört, der Aspekt ist unbeliebt, man stellt sich lieber den vor, der aus der totalen Überfülle schafft, den auch biologisch Überlegenen, den Gesamtheros, der nicht wohin weiß mit seinen Energien; der braungebrannte Olympier, das ist eine beliebte Figur, das macht Eindruck, das geht als großer Mann durch die üblichen Vorstellungen. Kantsches Ingenium und die Statur Johnny Weißmüllers, das soll zusammentreffen, an solchen Zusammensetzungen, solchen Zwittern haben sie ihre Freude.

Das Genie braucht sein Unglück wie sein täglich Brot. Es braucht auch die Widerstände, gegen die es sich erhebt und setzt. Ohne daß es aber nun gegen die Beschäftigung mit dem Leide, der Armut, den Unterlegenheiten der andern ausgespielt sei, steht zuerst einmal fest, daß Form gegen die eigene vital-ökonomische Minderbegabtheit kompensiert wird, daß Kunst machen heißt: Gegenwerte zu schaffen. Gegen das Defizit also das Formpositiv. Das künstlerische Genie, der große Mann ohne Macht, er ist bedroht, er geht auf dem Seil, er muß sich sichtbaren Halt schaffen, er schafft den Fetisch, das Kunstwerk. Er ist übersensibel, also baut er sich harte Form. Er ist gefährdet, er verschafft sich Schutz. Als Armer macht er sich Besitz; er ist krank und anfällig, und seine besondere vitale Labilität ist seit den Erkenntnissen der letzten fünfzig Jahre mehr als belegt, der Untergang ist ihm ständig nahe und in die Existenz verwoben, so muß er an seiner Dauer wirken. Jeder Mangel fordert sein Gegengewicht heraus, daraus entstehen die großen Dinge. Wer Kunst macht, der muß wissen, wohin er gehört, welchem Bereich er angehört, dem sogenannten Leben gehört er nicht. Bedrohung und im Verfall beheimatet sein – was sollte einen sonst eher bestimmen, das Bleibende zu formen! Und immer wieder die Erfahrung am eigenen Leibe, die überwältigenden

Erlebnisse: Antastbarkeit, Brüchigkeit, Hunger und Hinfälligkeit, der Sog, die Sehnsucht, Angst und ungestillter Trieb, das ist der Stoff, aus dem Bilder entstehen. Empirie! Ich glaube nicht an die gelassenen Beobachter. Praxis im Vorfeld des Untergangs – und keineswegs die gesicherte Position, die hohe Stellung oder der lukrative Abbau von Trauer, die Rentabilität auf lange Sicht vielleicht, nicht einmal das.

Das Erlebnis Hunger: anscheinend ist Armut eine der häufigsten Begleiterscheinungen des großen Mannes, eine schicksalhafte Mitgift, gerade an die innerlich reichsten und erlauchtsten Gestalten geheftet. Natürlich ist Armut allein kein Ausweis, so wenig wie es Krankheit, Verfemung und andere materielle Mängel sind, die Negative allein beweisen noch garnichts, und doch scheinen sie nötige Disposition zu sein, nicht allein, aber maßgebliche Komponente, eine der bedeutsamen Kräfte, ein großes Mitbestimmendes. Ich meine Armut nicht nur als Resultat einer Beschäftigung, die nichts abwirft, obwohl die Beziehung zwischen Kunst und Hunger sich am ehesten so simpel kausal einsehen läßt, ich meine Armut mehr als zuinnerst selbst gewähltes Klima, dem manche akuten Emotionen zuwider gerichtet sein mögen, dem aber die Bereitschaft der tiefsten Instanzen des Ich offensteht. Wie die genialen Psychopathen ihre Neurose, ihr seelisches Chaos, an dem sie leiden und dem sie in der eigenen Öffentlichkeit mit Kneipp, Coué und Freud zu Leibe gehen, im tiefsten Grunde nicht missen möchten, so ähnlich möchte ich die Korrespondenzen zwischen dem künstlerischen Genie und seinem Hunger verstanden wissen. Es erweist sich oft, daß die Fäden doppelt und dreifach und öfter hin- und hergeknüpft sind, oft in einer Tiefe, die einer ober-schichtigen Folgerichtigkeit nicht mehr zugänglich ist. Seine Spannungsmöglichkeiten erkennen, sein Schicksal sich erhalten, darum geht es oft. Daß so viele Große im Wohlleben untergingen, daß so viele nächtliche Begabungen Speck ansetzten und innerlich verödeten: viel zu viel Ruhm für die Leute der Dunkelheit, das war der Grund. Zuviel Reichtum, zuviel der verführerischen Fülle.

Nicht ist entscheidend, wenn sie einige Tage in der Sonne sitzen, wenn das gewöhnliche Glück sie flüchtig tangiert – sie müssen wieder hinunter, wo die Schatten ihre Stirn befliegen, jenseits von Harmonie und Himmelfahrt; am Abgrund, der gegen den Irrsinn, die Verzweiflung und das Verderben abfällt. Dort die Füße sicher zu set-

zen und, in der Furcht zu stürzen, die hohen Maße und Gesetze noch zu erfüllen, das ist das Ihre; nicht in der Angst zu schreien, sondern feste und geordnete Strophen zu erfüllen, in der Trauer nicht zu zerfließen, sondern eine größere Gelassenheit sich auszubitten, die all das noch umzusetzen imstande ist. In der Unsicherheit und gegen die Unsicherheit Strophen anzubauen, denn wertlos sind, was ihren Auftrag ausmacht, die formlosen und ungeordneten Bewegungen der Seele. Nur wer die Kunst hier erfaßt, kann sie noch erfassen, nur der bereit ist, diese Bedingungen anzunehmen, er wird sich kein geläufiges Glück erwerben, aber er wird Werte prägen und setzen. Nichts Ewiges, nichts von sehr weiter Dauer, soviel können wir schon nicht aussagen, soviel dürfen wir nicht hoffen, er wird seine kurze Zeit und sich vor einem ungeschriebenen und unbeschreiblichen Gesetz rechtfertigen, von dem nur zu sagen ist, daß sich in ihm der Mensch in seiner geistigen Beschaffenheit erweist.

Über Hans Henny Jahnn

Am 17. Dezember wurde der Dichter Hans Henny Jahnn (geb. 1894 in Altona-Stellingen) sechzig Jahr alt. Einen Beitrag von ihm (›Aufforderung zu einem Gespräch‹) brachten wir in Heft 16, S. 61–66.

Jahnn nur nach seinen Dramen beurteilen heißt ihn unterschätzen; erst wer seine Romane und vor allem die »Niederschrift« durchquert hat, vermag den Mann voll zu erfassen, seine tragende Rhythmik, magische Metaphern, seine Formenfülle, seine schillernde Ambivalenz: Subtilität und Wucht. Der wird merken, daß hier nicht irgendeiner, sondern wieder einmal ein großer Dichter in beschämender Anonymität belassen wurde, beschämend nicht nur für Deutschland mit seinen frigidem Literaturlamentatoren, sondern innerhalb Europas vor allem für Schweden, das an Leute wie Pearl S. Buck und Paul Heyse, Gjellerup und Galsworthy, Churchill, Hemingway, Sully-Prudhomme den höchstdotierten Literaturpreis der Welt, den Nobelpreis, vertat, solchen wie diesen Mann, einen Dichter des Nordens, wie es kaum einen so imposanten gab, aber leer ausgehen ließ und für alle

Zukunft nicht berücksichtigen wird. Und obwohl von der totalen und unwandelbaren Unzulänglichkeit solcher Instanzen überzeugt, auch im Grunde von der Ansicht nicht abzubringen, daß Genialitäten höherer und komplizierterer Gerechtigkeit sich zu fügen haben, können sich einem doch solche Gedanken hin und wieder aufdrängen, zumal wenn man über den sozialen Standard dieses Mannes einigermaßen orientiert ist, wenn man weiß, was er ißt, wie er haust, man weiß, daß er seine Arztkosten nicht bezahlen kann.

Aber nach diesen vielleicht peripheren Betrachtungen wollen wir uns wieder der Tat Jahnns zuwenden, dem epischen Kontinent, den er umriß und begründete, dem er seinen Namen und sein Gesicht gab, dem Stück Welt, das er strukturierte, an dem er seine Einzigartigkeit erwies. Eins vor allem ist zu bemerken und hervorzuheben: neben all dem Reportagegebrüll, neben soviel Diarrhoe und Formlosigkeit, die unsere Gegenwart beschäftigen, hier ist ein Dichter, ein Stilist von Exorbitanz und Eigenwilligkeit, der abseits von Markt und Modeschau, jenseits von heute gut und morgen böse Mut, Zähigkeit und viele Tage Leben in eine einsame und auf weite Sicht einsame Leistung investierte. Also keine Tagesbegebenheiten und was an letzten Schreien und Geschehnissen anderen, Minderbegabten und Unterbegabten, einen Anflug von Zeitnähe verleihen mag, die dünne Patina unbeständiger Aktualität, hier dieser besitzt eine profunde Modernität des Ausdrucks, er läßt die Ereignisse abfließen und liefert eigene Entwürfe für ein Stück dauerhafter Gegenwart. Und er ist als solcher einer der ganz wenigen, die nie kapitulierten, nie schlappmachten, die nicht zur geringsten Konzession an ihrer Substanz bereit waren, wo Feigheit und Eitelkeit andern an Gewicht abtrug; dieser erhielt sich über alle Strecken seines Lebens seine lautere Radikalität, war niemals verwendbar, also allgemein nützlich und beliebt, sprach nie für die Gewalt und ihre Institutionen, war unbelehrbar und unkonvertierbar, weich nur als Künstler, knieweich vor keinen Mächten, ein massiver Einsiedler mit Mumm im Gehirn.

Da dieser Mann kaum diskutiert wird, da man sich scheut, an allen öffentlichen Organen sich scheut, ihn zu empfehlen und in die Reihe der Tätenleute einzuordnen, in die er gehört, sei hier wenigstens kurz und in einigen kennzeichnenden Sätzen auf Jahnns formphänomenale Bedeutung eingegangen, auf seine Leistung an Aufruhr und Ord-